

sucht, und von den Verheerungen abgesehen, die die Sinnlichkeit anrichtet (und bekanntlich macht nichts sinnlicher als Geld), stellen sich zwischenmenschliche Beziehungen da als Besitzbeziehungen dar, als wechselseitige Versuche, den andern übers Ohr zu hauen: Das ist lebensnah, das fordert Intelligenz, das ist dramatisch, doch keinesfalls tragisch. „Aber holla!“ heißt die Parole des „Spiegel“-Stars.

Zwei Premieren in einer Woche: Klaus Pohl reibt sich tatenlustig die Hände. Irgendwann wird er ein Stück über Adenauer schreiben. Erst einmal ist er dabei, aus dem Mief provinzieller Aufschneider und Schieber, denen er seinen „Spiegel“ vorgehalten hat, aufzusteigen in die ganz große Geldwelt, wo man auch mal um hundert Millionen zockt. In seinem neuen Stück, für das er seit Monaten recherchiert, um seine wilde Phantasie mit realistischen Details zu füttern, will er – als rauschendes Fest, mit Champagner und Kaviar – den Zusammenbruch einer feinen Privatbank erzählen.

Diese Woche fährt er nach Frankfurt, um endlich den Mann selbst zu besichtigen, dem er diesmal ein theatrales Denkmal setzen will. Zu einem persönlichen Gespräch dürfte es wohl nicht kommen: Graf Galen, in Untersuchungshaft, erscheint vor Gericht.

FILM

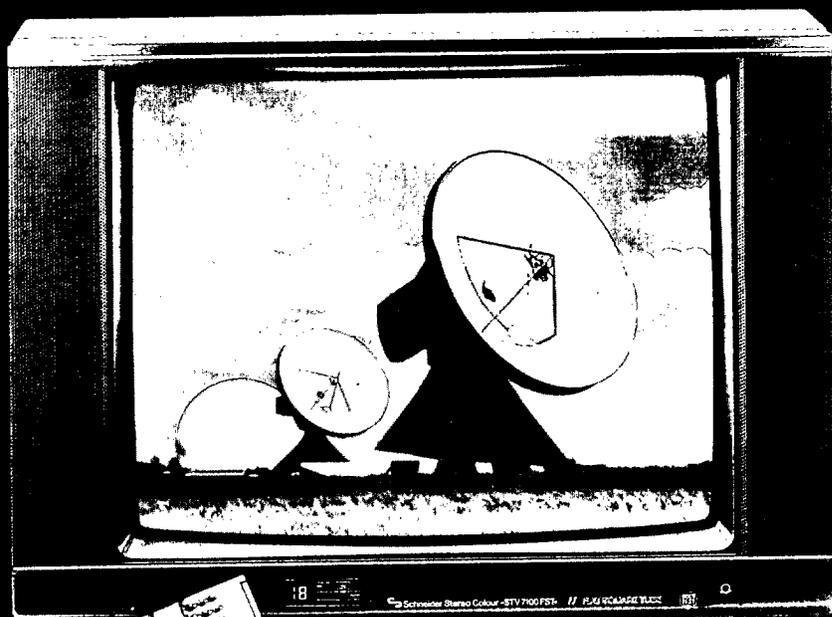
Apokalypse wow!

„Ein Virus kennt keine Moral“. Spielfilm von Rosa von Praunheim. Deutschland 1986. Farbe; 82 Minuten.

Es darf geweint werden. In Rosa von Praunheims Film zum Thema Nummer eins des vergangenen Medienjahrs gibt's, gegen Ende, gleich zwei Krankenzimmerszenen: Die Sterbestation als Ort der Trauer? Ja und nein. Einmal liegen da zwei Freunde, Geliebte nebeneinander, beide sichtlich von Kaposy-Sarkomen übersät. Der eine bittet den anderen, ihm beim Sterben zu helfen, was dieser als gutgläubiger Theologiestudent und Chorsänger, der, seit er „positiv“ war, doppelt zeitgemäß aufs Bild von B(oris) B(ecker) wichste, schon aus praktischer Unmöglichkeit ablehnt. Der eine – ein am gewöhnlichen homosexuellen Lotterleben reich gewordener Saunabesitzer, den Regisseur Praunheim selbst mit ungebrochener Lust am schlichten, aber auch überzeugend handfesten Chargenspiel mimt –, der eine jammert, greint, faßt sich und es kaum: daß gerade er (mit) dran glauben muß.

Nebenan, auf der Frauenstation, geht's weniger herzschmerzhaft zu: Da wanken die Kranken, aussätzig wie auf Hieronymus-Bosch-Bildern, durch die lichte Stube, und eine steigt im weißen Unschuldsschulterhemd aufs Fensterbrett, will – beim engelgleichen Fliegen – Gott

Blicken Sie der Zukunft tief ins „flache“ Auge. Stereo-Farbfernseher STV 7100 „Flat Square“ Schneider.



Dieses Stereo-Gerät ist eine „wahre Augenweide“ – zum Ansehen durch sein elegantes Design und zum Hineinsehen durch seinen extrem flachen 70-cm-Rechteck-Bildschirm – „Flat Square“.

Zukunftssicher mit Videotext-Decoder, PAL/Secam-Decoder.

DM 1.998,-*
inkl. Fernbedienung

Überzeugen Sie sich von unserem starken Preis-Leistungsverhältnis. In Fachhandel und Fachabteilungen.

* unverbindliche Preisempfehlung

Schneider
HiFi·TV·Video·Computer

selber infizieren. Da darf (muß) gelacht werden.

Erkenntnislachen, darum geht's. Und damit der traurige Anlaß des Films nicht in pure Aufklärung ausartet, hat Praunheim seine bewährte stilistische Potpourri-Technik zur vollen Blüte gebracht. „Anarchie, verlaß mich nie“ – mit diesem Wahlspruch begibt sich der Regisseur immer wieder mit scharfen Schnitten und krassen Großaufnahmen hart an den Abgrund von Klamotte und Klamauk. Doch wenn's peinlich wird, ist diesmal echte Pein nicht fern.

Der Anlaß, die Absicht: „Was tun? Sterben die Schwulen aus? Inzwischen sind in Berlin fast 50 Prozent der Getesteten positiv. In zwei Jahren werden es 80 Prozent sein. Die Aufklärung in der Szene ist gleich Null“ – so Praunheim in einer Sondernummer der Berliner Schwulenzeitung „Siegessäule“, die mit freundlicher Unterstützung des Senats erschienen ist und darum kostenlos verteilt wird.

Seine „schwarze Komödie“, „gemein, hysterisch, aggressiv und selbstkritisch“, soll wohl den gleichen Effekt erzielen wie vor nun fast schon fünfzehn Jahren sein Film „Nicht der Homosexuelle ist pervers, sondern die Situation, in der er lebt“. Nach der Fernsehausstrahlung hatte sich seinerzeit wirklich etwas bewegt: Die gewöhnlichen Homosexuellen waren (zumindest teilweise) aus den Sub-Orten raus auf die Straße gegangen, hatten sich organisiert.

Sie hatten aber auch, als Resultat des neugewonnenen Selbstbewußtseins, die bürgerlichen sexuellen Freiheiten, diese Magna Charta der Mittelmäßigkeit, ins vorher für alle Udenkbare ausgeweitet. Saunas, Parks und Klappen, aber auch die schlichten Plätze der gesellschaftlichen Begegnung wie Universitäten und Redaktionsbüros wurden da zu Orten der Selbstverwirklichung – so oder so lange beneidet (und immer beargwöhnt) von der Hetero-Mehrheit. Und die eine Faust im Nacken der Unterdrückter, die andere im Arsch des Nächsten galt als höchste Stufe emanzipierter Lust.

Wie kann man das aufgeben? Muß man das wirklich aufgeben? Praunheim wäre nicht Praunheim, wenn es bei bläßlicher Thesenreiterei bliebe. Unangekränkt von den gelegentlichen Verzagtheiten eines Theoretikers, rückt er seinen Filmfiguren – fast alle, Gott sei Dank, wieder Laien – und ihren Schwächen mit der Kamera zu Leibe wie die Sensationspresse den Opfern ihrer Schlagzeilen.

Durch die Kaleidoskop-Szenen geleiten uns nur die Personen, sie kitten den explosiven Viren-Kometen halbwegs zusammen. Da ist einmal der Saunabesitzer, der es besser wissen müßte (selbst lang schon „positiv“) und doch den profitablen Sex-Freihafen nicht schließt. Sein Freund, der katholisch-kakophone Chorknabe, liebt ihn – und erkrankt an und mit ihm.

Da gibt es außerdem die rasende Reporterin, die Müttern und Kindern mit der Kamera im Park auflauert, um sie für viel Geld dazu zu bringen, sich als Aids-Kranke auszugeben; die, als Mann kostümiert, an der Pißrinne steht, um schwulen Klappensex auszuspinnen, und dabei auf ihren eigenen „perversen“ Sohn trifft, der sie in die gelbe Gosse (ver)stößt.

Da gibt es die Sex-Therapeutin, auf neuestem Leidensgebiet tätig; ihre Anti-Aids-Formel lautet: „Wo Aids (Es) ist, muß ich werden“ – und weil die Encouter-Beschwörung zudem ihre psychoanalytische Grundierung haben soll, wird in Gemeinschaftssitzung mit des Saunabesitzers Mutter kräftig skandiert: „Aids-

Mutterschmerz, ersteht schließlich doch eine Schreckensvision: Das Land, dieses unseres, schließlich mehr und mehr „durchseucht“, entschließt sich, politikerseits, die Infizierten nach „Hell-Gay-Land“ zu verschiffen – in einen „postmodernen Virenentseuchungspark“.

Doch da, am Kai zum Nimmerwiedersehen, bricht konkrete Utopie hervor: Der nette schwule Krankenpfleger, der uns bereits als Sexrevolutionär der ersten Stunde in den Betten beiderlei Geschlechts auffiel und als Mit-Schwimmer im „Positiven Sportclub“ – er hat, nun Chef der AOK („Armee der Ohnmächtigen und Kranken“), die Todgeweihten schon mit Waffen versorgt. Und plötzlich kidnappen sie den verlogenen Poli-



Regisseur Praunheim in Praunheim-Film: Ab nach Hell-Gay-Land!

Tier, weiche, weiche, denn die Mutter ist die Leiche.“

Und da gibt es die Ärztin Prof. Dr. Blut, eine Sex-Hasserin von antiseptischen Graden, die sich anfangs bei einer Ärzteparty mit dem hübschen Witz einführt: „Krebs ernährt mehr Leute, als daran sterben, warum soll das mit Aids anders sein?“ Die grausliche Blut-Dame wird aber dann auf Forschungsreise nach Afrika (bei Praunheim absichtlich: der Botanische Garten) geschickt und da nicht nur von einem wunderhübschen Schwarzen lustig-listig höchstselbst von hinten genommen, sondern auch von dem grünen Meerkatzen-Affen gebissen – mit den entsprechenden Folgen.

Im Durcheinander von singenden Transvestitenchören (Craig Russell und die Bermudaas), Tuntentball, Parks mit hängenden Pariser und verknüllten Tempos, Kautschukschwänzen, über die zu Demonstrationzwecken für „safer sex“ Gummis gezerrt werden, im kruden Mischmasch von Sauna, Therapie und

ker, der ihnen eine so schmalzige Abschiedsrede vorschwafelte; sie kidnappen ihn und tun was . . .

Aber was? Praunheim organisiert, zuerst in Berlin, dann in der Bundesrepublik, Diskussionen mit „Betroffenen“ – mit Selbsthilfegruppen, Politikern, Ärzten – nach den Vorführungen des Films, in der Hoffnung, im Kino könne man mehr und andere Menschen erreichen als durch nackte Diskussionen.

Mit so einem Film? So schön bunt, so nett zum Lachen auch? Doch nicht nur. Wissen wir doch: Nah beieinander liegen Komödie und Tragödie, Lachen und Weinen: „Mit Humor stirbt sich's besser, ist meine Devise, und ich wünsche allen einen guten Tod“ – so Praunheim. Er liebt sie wirklich, die schwulen Brüder und Schwestern. „Armee der Liebenden“ – so hieß mal ein Rosa-Film aus besseren Zeiten. Jetzt geht, leider, das Überleben vor. Und Lachen ist ja gar nicht schlecht, wenn das Lieben so gefährlich ist. *Michael Merschmeier*